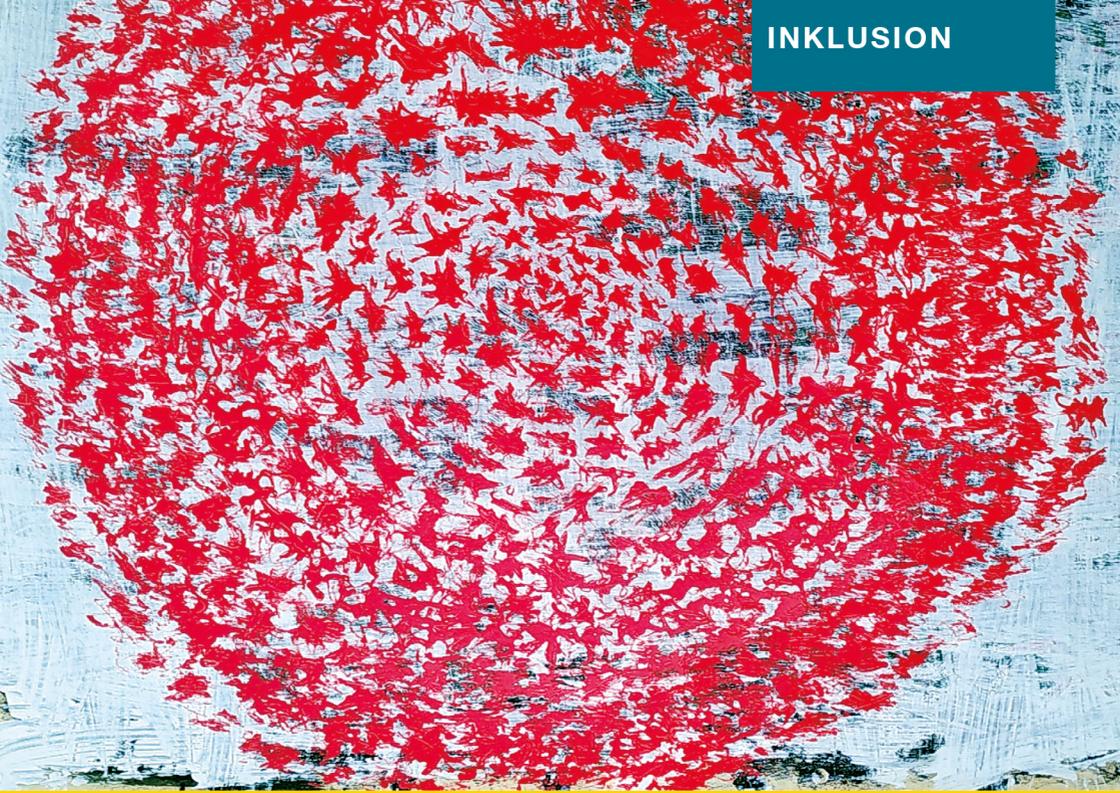


INKLUSION



Imke Heuer | Hajo Seng | Georg Theunissen

Autismus

– über vernachlässigte Themen

Beiträge aus der Innen- und Außensicht

Herausgegeben von



LAMBERTUS

Imke Heuer | Hajo Seng | Georg Theunissen

Autismus – über vernachlässigte Themen

Beiträge aus der Innen- und Außensicht

LAMBERTUS

Imke Heuer|Hajo Seng|Georg Theunissen

Autismus – über vernachlässigte Themen

Beiträge aus der Innen- und Außensicht

LAMBERTUS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 2025, Lambertus-Verlag, Freiburg im Breisgau
www.lambertus.de

Umschlagbild: Hajo Seng

Umschlaggestaltung: Nathalie Kupfermann, Bollschweil

Druck: Elanders Waiblingen GmbH

ISBN 978-3-7841-3695-0

ISBN eBook 978-3-7841-3696-7

Inhalt

Vorwort.....	7
1 Autismus und Denkstile	12
Hajo Seng	
2 Autismus, Sexualität und Gender.....	42
Hajo Seng	
3 Viel mehr als nur Ungeschicklichkeit – Motorische Auffälligkeiten im Kontext von Autismus und Neurodiversität.....	64
Imke Heuer	
4 Autismus und Identität.....	79
Georg Theunissen	
5 Kontroversen um die Theorie der sozialen Motivation zum Verständnis sozialer Defizite autistischer Menschen...103	
Georg Theunissen	
6 Diagnose und Selbstbild – Autistische Menschen zwischen Empowerment und Stigma	154
Imke Heuer, autSocial e. V.	
7 Von Ressourcen ausgehen: Anregungen für die Praxis in pädagogischen Arbeitsfeldern.....	166
Georg Theunissen, Hajo Seng, Imke Heuer	
Literatur.....	197
Die Autor:innen	221

Vorwort

Seit den 1990er-Jahren des letzten Jahrhunderts ist das Thema Autismus stark in den Medien präsent und erweckt großes öffentliches Interesse. Im Verlauf der letzten beiden Jahrzehnte ist die Zahl an Veröffentlichungen dazu unüberschaubar geworden. Das betrifft nicht nur Publikationen aus der traditionellen Autismusforschung, von Fachleuten aus der Wissenschaft und Praxis, sondern ebenso Schriften von Menschen aus dem Autismus-Spektrum, die ihre eigenen gelebten Erfahrungen und ihre Innenperspektive zum Ausgangspunkt nehmen. Im englischen Sprachraum hat die Berücksichtigung dieser ‚*lived experience*‘ eine lange Tradition und in vielerlei Hinsicht auch die wissenschaftliche Forschung beeinflusst.

Wichtige Konzepte und Erkenntnisse, wie die Idee der Neurodiversität/ Neurodivergenz sowie die Affinität und das häufige gemeinsame Auftreten unterschiedlicher Entwicklungsbesonderheiten wie Autismus und ADHS, wurden zunächst in der autistischen Community diskutiert. Die wissenschaftliche Forschung griff sie erst mit einiger Verspätung auf. In Deutschland ist der Dialog von traditionell Forschenden und Expert:innen aus eigener Erfahrung noch vergleichsweise neu, gewinnt in den letzten Jahren aber zunehmend an Bedeutung, wie z. B. E. Demke, K. Heumann, C. Mahlke et al. (2017). Im Rahmen der Fülle an internationalen und deutschsprachigen Beiträgen lassen sich über alle Differenzierungen hinweg folgende Tendenzen erkennen: Den meisten Arbeiten aus dem Lager der akademischen Autismusforschung liegt nach wie vor ein traditionelles medizinisches Modell zugrunde, das Autismus klar defizitorientiert beschreibt. Eine Diagnose wird folglich nur bei einem entsprechenden ‚Krankheitswert‘ gestellt. Sie befassen sich mit immer wiederkehrenden Themen oder Fragen, z. B. zur Ätiologie, Klassifizierung und Diagnostizierung des Autismus, zu autistischen Menschen nachgesagten Verhaltensproblemen, Defiziten, Fehlverhaltensweisen oder Besonderheiten im Erleben, in der Sprache oder Wahrnehmung, zu vermeintlich zentralen Theorien wie ‚Theory of Mind‘, ‚exekutive Dysfunktion‘ oder ‚schwache zentrale Kohärenz‘, zur Wirksamkeit (Evidenz) von Methoden zur Therapie ‚autismustypischer‘ Verhaltens- und Erlebensweisen sowie zur Behandlung psychischer Begleitstörungen (Co-Morbiditäten).

Ein Blick auf diese Vielfalt an Forschungsschwerpunkten lässt unschwer erkennen, dass nur wenige Beiträge jenseits einer herkömmlichen Defizitorientierung und klinischen Sicht darüber hinaus gehende Erkenntnisse oder alternative Auffassungen über Autismus in Betracht ziehen, die z. B. das autistische Sein würdigen, sich auf die sogenannte ursprünglich von autistischen Menschen selbst erstellte Neurodiversitätshypothese, eine atypische Entwicklung autistischer Menschen oder die Zielperspektive ‚Leben mit Autismus‘ einlassen. Hinzu kommt, dass wir es nicht selten mit unhinterfragten Prämissen zu tun haben, indem z. B. das Erleben, Denken, Sozialverhalten (soziale Orientierung, Interaktionen u. Ä.) oder die Identität autistischer Menschen per se als ‚gestört‘ oder beeinträchtigt eingeschätzt werden.

In ähnlicher Bahn wie die Forschungsbeiträge bewegen sich gleichfalls sehr viele Schriften aus der Praxis. Dies ist insbesondere der Fall, wenn sie sich zum wiederholten Mal an angenommenen oder klinisch diagnostizierten Defiziten orientieren und insbesondere für die Arbeit mit autistischen Kindern durchaus wichtige Themen wie Umgang mit Wahrnehmungsbesonderheiten, sprachlichen Beeinträchtigungen, Interaktions- oder Aufmerksamkeitsproblemen aufgreifen. Zudem befassen sich nicht wenige Arbeiten immer wieder mit Fragen zum Umgang mit herausforderndem Verhalten bei Autismus.

Vor diesem Hintergrund gibt es mittlerweile mannigfaltige Programme oder Interventionsmethoden, deren Anzahl stetig anwächst und die sich in den meisten Fällen sehr ähneln. Ihr Ähnlichkeitscharakter zeigt sich aber nicht nur themen- und inhaltsbezogen durch oft wertvolle Tipps, Ideen oder Empfehlungen für die Praxis, sondern ebenso im Hinblick auf ihre handlungspraktische Ebene, indem nahezu sämtliche therapeutische Methoden, Konzepte oder Maßnahmen eine Verhaltensänderung und Anpassung autistischer Menschen an ‚normale‘ Bedingungen priorisieren. Implizit und zuweilen auch explizit ist hier zumeist die äußerliche Anpassung des Autistischen an eine mehrheitlich nicht-autistische Umwelt das Ziel.

Diese einseitige Ausrichtung wird seit wenigen Jahren insbesondere von autistischen Menschen zusehends kritisch gesehen. Der bisherige Beitrag zur Erhöhung von Lebensqualität und zur Lebenszufriedenheit autistischer Menschen scheint nämlich nach Forschungsbefunden recht bescheiden zu sein. Insofern kommen alternative Empfehlungen für die Praxis derzeit noch viel zu kurz. Das betrifft Konzepte, die anstelle des

‚Normalisierungsgedankens‘ das Ziel des ‚Lebens mit Autismus‘ durch eine an der atypischen Entwicklung orientierte Unterstützungsperspektive fokussieren. Diese Ausrichtung entspricht der UN-Behindertenkonvention, die sich ausdrücklich gegen die traditionelle Gepflogenheit wendet, behinderten Menschen institutionelle Versorgungssysteme und Behandlungen aufzuzwingen.

In diesem Sinne werden v.a. im englischen Sprachraum alternative Forschungsschwerpunkte, die die Verbesserung der Lebensqualität in den Mittelpunkt stellen, in den letzten Jahren zunehmend von autistischen/neurodiversen Aktivist:innen und Forschenden in den Blick genommen und priorisiert. Zugleich wurde erkannt, dass es angesichts unpassender Reaktionen nicht-autistischer Menschen auf Personen aus dem Autismus-Spektrum unzureichend ist, nur eine Verhaltensänderung bei Autist:innen anzustreben. Vielmehr ist es geboten, gleichfalls nicht-autistische Menschen im Rahmen spezifischer Programme zu sensibilisieren, ihre Haltung und ihr Verhalten gegenüber autistischen Personen zu reflektieren und ggf. zu verändern, sodass ein inklusives Miteinander Realität werden kann. Wichtig ist hierbei die Anerkennung und Wertschätzung des Neurodiversitätsansatzes, nach dem die Gehirne autistischer Menschen, insbesondere ihre funktionelle Organisation der Wahrnehmung, nicht pathologisch, sondern ‚anders‘ neuronal angelegt sowie vernetzt und damit als gleichwertig gegenüber nicht-autistischen Personen zu betrachten sind.

Was die Schriften von Personen aus dem Autismus-Spektrum betrifft, so handelt es sich hierbei größtenteils um autobiografische Beiträge, die uns in ihren Bann ziehen – gestatten sie uns doch oft facettenreiche, mitunter tiefe Einblicke in ihre Lebensgeschichte und lassen sie uns an subjektiv bedeutsamen, zum Teil emotional hoch aufgeladenen, häufig kritischen, aber auch positiven Lebenserfahrungen teilhaben.

Unzweifelhaft imponieren nicht wenige der Betroffenen mit ihren autobiografischen Informationen, Reflexionen und Sichtweisen als Expert:innen in eigener Sache. Mit einiger Verzögerung weiß dies inzwischen auch die hiesige Autismusforschung, sowohl die klinische wie die pädagogische, allmählich zu schätzen. Gleichwohl würden wir uns noch eine größere Aufgeschlossenheit wünschen.

Allerdings ist zu beobachten, dass sich inzwischen viele autobiografische Beiträge autistischer Menschen ähneln, indem sie immer wiederkehrende Themen und Merkmale aus dem Autismus-Spektrum aufgreifen, die sich v. a. auf ein hypersensitives und hyperreaktives Verhalten, auf Phänomene wie Reizüberflutung (Overload), Meltdown oder Shutdown, auf Stress und Veränderungängste sowie auf traumatische Situationen und ein psychisches Leiden beziehen. Die zuletzt genannte Problematik geht aus der Erkenntnis und Sicht Betroffener nicht etwa aus dem Autismus, sondern allenfalls aus einem einzelnen autistischen Merkmal oder einer psychischen Begleitstörung hervor. In erster Linie resultiert das Leiden aus den unpassenden Reaktionen der nicht-autistischen Bezugswelt und für den betreffenden Menschen ungeeigneten Rahmenbedingungen. Insofern merken wir auch an dieser Stelle, wie wichtig es ist, nicht nur Therapie- oder Interventionsprogramme für autistische Menschen aufzulegen, sondern ebenso die nicht-autistische Bezugswelt als Adressatin für Unterstützungskonzepte zu betrachten und zu gewinnen.

Darüber hinaus fällt uns auf, dass im Rahmen der autobiografischen Schriften nicht selten sehr interessante und wichtige Aspekte zur Sprache kommen, die jedoch eher narrativ tangiert als reflektiert durchdrungen werden. Das betrifft z. B. die Frage des Umgangs mit der eigenen Autismus-Diagnose, des (körperlichen) Selbsterlebens oder autistischen und (un-)bewussten Denkens. Eine weitere Quelle autistischer Erfahrungen stellen die inzwischen zahlreichen Selbsthilfegruppen autistischer Menschen dar, die zu weiten Teilen auch miteinander vernetzt sind. Hier, bei den Treffen, auf Tagungen und von autistischen Menschen selbst organisierten Veranstaltungen findet ein umfassender Austausch über Erfahrungen statt, insbesondere zum (Über-)Leben als autistischer Mensch in einem nicht-autistischen Umfeld. Darüber hinaus lernen autistische Menschen in solchen autistischen Kontexten Aspekte autistischen Lebens kennen, die ansonsten verborgen bleiben, wie etwa die Erfahrung, dass hier Kommunikation anders – und in der Regel ohne die üblichen Barrieren – stattfinden kann. Diese Erfahrungen sind informell wohl bekannt, aber ebenfalls bis heute so gut wie gar nicht erforscht.

Genau an dieser Stelle knüpft unser Buch an, indem es solche Themen aufgreift, die eine vertiefte Reflexion und Diskussion verdienen, bisher sowohl in der akademischen Forschung wie auch in medialen Darstellungen oder in den Publikationen autistischer Menschen aber oft ausgeblendet bleiben. Dabei geht es aber nicht nur um Fragen, die sich aus autobiografischen

Beiträgen ergeben, sondern gleichfalls um Aspekte, die – wie bereits zuvor angedeutet – im Bereich der Autismusforschung und Praxis bislang vernachlässigt, unzureichend reflektiert und aufbereitet wurden.

In diesem Sinne möchten wir gerne mit dem vorliegenden Buch dazu beitragen, eine Informations- und Diskussionslücke im Hinblick auf Autismus zu schließen – wohl wissend, dass es noch viele weitere unbeantwortete Fragen gibt, die einer Klärung bedürfen. Darauf einzugehen hätte jedoch den äußeren Rahmen (Länge, Kosten) unseres Buches gesprengt. Zudem sind wir uns darüber bewusst, dass der Erkenntnisgewinn in Bezug auf Autismus einem dauerhaften Prozess unterliegt, sodass wir es stets mit einem Interdependenzverhältnis von Aktualität und Zeitlosigkeit zu tun haben. Dieses Zusammenwirken zu beobachten und aufzubereiten, ist eine beständige Herausforderung an die Autismusforschung und Fachwelt, der wir mit einem bescheidenen, aber durchaus richtungsweisenden Beitrag zuarbeiten möchten. Die hier vertieft diskutierten Aspekte sind insofern eher exemplarisch und lassen sich fortlaufend weiter ergänzen.

Unsere Arbeit hat einen partizipativen Forschungscharakter, indem wir Innen- und Außensichtweisen aufgreifen und aufbereitet haben. Wir hoffen, damit der Fachdiskussion anregende, innovative und weiterführende Impulse geben zu können. Adressat ist aber nicht nur die Fachwelt, vielmehr sollen gleichfalls Betroffene und ihre Angehörigen von unseren Ausführungen und Denkanstößen profitieren. Daher waren wir bemüht, unser Buch so zugänglich wie möglich zu gestalten.

Das Coverbild unseres Buches stammt von Hajo Seng.

Besonderer Dank gilt dem Lambertus-Verlag, insbesondere Frau Winkler, für das Interesse und die Bereitschaft, die verlagsbezogene ‚Autismus-Buchreihe‘ durch eine weitere innovative Schrift zu bereichern.

*Imke Heuer (Bremen), Hajo Seng (Hamburg) und
Georg Theunissen (Freiburg i. Br.)
September 2024*

1

AUTISMUS UND DENKSTILE

Hajo Seng

Denkstile

Schon bei einem ersten, oberflächlichen Blick auf die vorhandene Literatur erweist sich das Thema Denkstile (oder auch kognitive Stile) in Bezug auf eine wissenschaftliche Behandlung als ziemlich sperrig.

Zur Bearbeitung bietet sich eine Orientierung an Maria Kozhevnikov (2007) an, die aus der Fülle an themenrelevanten Studien eine ältere Forschungsarbeit von Witkin et al. (1954) hervorhebt. In dieser Studie wurde gezeigt, dass die Art und Weise, wie Menschen wahrnehmungsbezogene Aufgaben lösen, sich über die Zeit und über verschiedene Aufgaben hinweg als stabil erweist (Kozhevnikov 2007). Entsprechend beschreibt die APA (American Psychological Association) in ihrem Wörterbuch einen kognitiven Stil („*cognitive style*“) als „die charakteristische Weise des Wahrnehmens, Denkens, Erinnerns und Problemlösens einer Person“ (APA 2023a). Dort werden in Anlehnung an Sternberg (1988) fünf Dimensionen vorgestellt: „*governmental*“, „*problem solving*“, „*global versus local thinking*“, „*internal versus external thinking*“ und „*conservative or progressive*“ (APA 2023b).

Kozhevnikov ergänzt, dass Sternberg diese Stile in zwei Kategorien einteilt: eine mit kreativitätsfördernden Stilen mit einer hohen kognitiven Komplexität und eine mit kognitiven Stilen, die eher Normen favorisieren und kognitiv weniger komplex sind.

Gleichwohl gibt es viele weitere Versuche, den Begriff ‚kognitive Stile‘ zu fassen, jeweils mit ihren eigenen Skalen und Dimensionen, wie bereits ein Blick auf den entsprechenden Wikipedia-Eintrag zeigt (Wikipedia 2023a). Das geht ebenso aus der Schrift von Bendall et al. (2016) hervor, die über 70 Modelle und Messskalen für kognitive Stile aufgreift, was zu einer umfassenden Verwirrung in diesem Feld führt.

Daher ist letztlich Kozhevnikovs (2007) Schlussfolgerung nachvollziehbar, dass das Feld einer kohärenten und praktisch sinnvollen Theorie entbehrt und v. a. keine Beziehung von kognitiven Stilen mit anderen psychologischen oder kognitionswissenschaftlichen Ansätzen erkennen lässt. Sie legt allerdings auch einen Weg dar, dieses Forschungsfeld in einer klareren und umfassenderen Weise wissenschaftlich zu fassen.

Dabei verweist sie darauf, dass bereits 1941 Hanfmann zwischen wahrnehmungs- und konzeptbezogenen Problemlösungsstilen unterscheidet. Viel später, 1991, haben Riding und Cheema (zit. in Kozhevnikov 2007) zwei verschiedene „orthogonale“ Koordinaten kognitiver Stile vorgeschlagen, holistisch – analytisch und verbal – bildlich („*verbalizer-imager*“). Aber erst ab Ende der 1990er-Jahre werden nach Kozhevnikov Verbindungen zwischen solchen Stilen und neurobiologischen Befunden vermutet. So wurde insbesondere das Paar holistisch – analytisch in dieser Zeit mit den unterschiedlichen Funktionen der rechten bzw. linken Gehirnhälfte in Verbindung gebracht (ebd.). 2000 veröffentlichten Gevins und Smith (zit. in Kozhevnikov) einen Befund, der darauf hindeutet, dass der Unterschied zwischen einem verbalen und einem nicht-verbalen kognitiven Stil sich in unterschiedlichen Aktivitätsmustern des Gehirns zeigt, aber nicht notwendig in unterschiedlichen Fähigkeiten, eine bestimmte Aufgabe zu lösen. Die Aktivitätsmuster zeigen auch Unterschiede in Hinblick auf die Lateralität (Links- bzw. Rechtsseitigkeit) des Gehirns (ebd.).

Bezugnehmend auf eigene Forschungsergebnisse aus den Jahren 2002 und 2005 fordert Kozhevnikov, dass das Paar visueller – verbaler kognitiver Stil nicht länger als eine eindimensionale Koordinate verstanden werden sollte. Dabei stützt sie sich auf Befunde, gemäß derer im visuellen System

im Gehirn sich zwei Teilsysteme identifizieren lassen, die unterschiedlich lokalisiert sind und von denen eines „Objekteigenschaften“ wie Umrisse und Farben verarbeitet, das andere „räumliche Eigenschaften“ wie Lage und räumliche Beziehungen („*object*“ versus „*spatial properties*“). Sie fand dabei zwei verschiedene Typen von „Visualisierern“, zum einen „Objekt Visualisierer“, die ihr „Bilderdenken“ („*imagery*“) für lebendige, konkrete Bilder von Objekten nutzen, und zum anderen „räumliche Visualisierer“, deren Bilderdenken räumliche Beziehungen zwischen Objekten repräsentiert. Diese beiden Visualisierungsstile lassen sich nach Kozhevnikov und ihrem Team (2010) wohl auch durch bildgebende Verfahren in der visuellen Wahrnehmungsverarbeitung wiederfinden.

Als Fazit schließt Kozhevnikov aus ihrer Betrachtung der Forschungen, dass kognitive Stile die Art und Weise der Informationsverarbeitung von Individuen bestimmen, und zwar auf jeder Ebene der Informationsverarbeitung, von „*automatic data encoding*“ bis „*conscious allocation of cognitive resources*“. Sie vermitteln damit zwischen Individuen und ihrer jeweiligen Umwelt. Generell sind kognitive Stile als individuelle Charakteristika stabil, können sich aber dennoch an spezifische Umweltbedingungen anpassen (Kozhevnikov 2007).

Bendall et al. (2016) sehen allerdings auch einige Jahre später die von ihnen beklagte Verwirrung um den Begriff des kognitiven Stils nach wie vor kritisch und schlagen vor, die Forschungen zu diesem Feld lebensnäher („*in ecologically meaningful activities and settings*“) zu gestalten, sowie Ansätze mit mehreren Quellen und mehreren Methoden („*multi-source, multi-method*“) zu verfolgen.

Autistisches Denken

Bereits die Veröffentlichungen von Leo Kanner und Hans Asperger in den 1940er-Jahren legen die Vermutung nahe, dass Autismus auch mit einer spezifischen Art des Denkens und Wahrnehmens einhergeht. Während Leo Kanner die ungewöhnlichen Gedächtnisleistungen schildert, die er bei einigen seiner autistischen Kinder beobachtet hatte, beschreibt Hans Asperger bei den von ihm betrachteten Kindern unterschiedliche außergewöhnlich ausgebildete Interessen und Fähigkeiten wie wissenschaftliche Interessen, technisches Geschick, Interesse an moderner Kunst oder eine auffällige Menschenkenntnis (Kanner 1943a;b; Asperger 1944).

Bereits dieser Befund deutet an, was die nachfolgende Forschung bestätigt: Dem Autismus liegt nicht nur eine spezifische Form des Denkens und Wahrnehmens zugrunde, es gibt obendrein in Hinblick auf Denken und Wahrnehmen beträchtliche Unterschiede zwischen autistischen Menschen.

In der Folge gab es aber kaum Forschungen zu autistischem Denken und Wahrnehmen; die Autismusforschung konzentrierte sich weitgehend auf verhaltensbezogene (behaviorale) Aspekte, verhaltenstherapeutische Maßnahmen und andere therapeutische Interventionen bei autistischen Menschen. Erst in der Neuropsychologie der 1990er-Jahre wurden von Uta Frith, Simon Baron-Cohen et al. Theorieansätze entwickelt, die ein spezifisch autistisches Denken und Wahrnehmen erklären sollten. Diese Ansätze wurden als mangelnde (intuitive) Theory of Mind, schwache Zentrale Kohärenz (des Denkens) und wenig ausgebildete Exekutive Funktionen bekannt (Baron-Cohen 1990; Frith 1989). Die Forschungen zu Theory of Mind waren von vornherein mit dem Problem behaftet, dass der Begriff wissenschaftlich nur schwer zu fassen ist, insbesondere, wenn es nicht um Kinder geht oder eher lebensweltnahe Settings betrachtet werden. Nicht selten werden nämlich gesellschaftliche und kulturelle Aspekte ausgeblendet, die entwicklungspsychologisch sehr bedeutsam sein können (Astington 1996).

Gerade in letzter Zeit rückt das bereits 2012 von Damien Milton beschriebene „Double Empathy Problem“ zunehmend in den Fokus der Theory-of-Mind-Forschung (Milton 2012; Milton et al. 2022). Demnach unterscheiden sich autistisches und nicht-autistisches Denken derart voneinander, dass es schwerfällt, Menschen aus der jeweils anderen Gruppe zu deuten. Dabei ist nicht klar, ob diesem Befund tatsächlich neurologische Unterschiede zugrunde liegen oder sich darin vielleicht nur die Unterschiede in der Sozialisation zeigen – oder beides.

Der Ansatz, eine mangelnde zentrale Kohärenz als ein Charakteristikum autistischen Denkens zu verstehen, erinnert ein wenig an den oben erwähnten Denkstil mit der Koordinate holistisch – analytisch. Tatsächlich greift Tebartz van Elst (2016, S. 121 ff.) entsprechende Überlegungen auf, indem er „Konnektivitätsmuster“, d. h. Muster im Netzwerk verschiedener Bereiche des Gehirns, als ein Spektrum zwischen „holistisch“ und „autistisch“ skizziert. Allerdings gibt es auch hier Befunde, die darauf hindeuten, dass es dabei nicht um eine mangelnde Fähigkeit geht, holistisch zu denken. Autistischen Menschen scheint vielmehr ein detailorientiertes Herangehen naheliegender zu sein als ein holistisches (Motttron et al. 1999; 2003). Eine

Studie von Eberhardt und Nußbeck (2015) zeigt, dass in Hinblick auf den Sprachgebrauch eine reduzierte Neigung zur Globalisierung allenfalls bei einer Teilgruppe autistischer Menschen zu finden ist.

Ebenso gab es schon früh Zweifel an der Annahme, bei autistischen Menschen seien die exekutiven Funktionen nicht voll ausgebildet. Die Vorbehalte wurden insbesondere daran festgemacht, dass mit ‚Exekutive Funktionen‘ unterschiedliche neurologische Funktionen von Selbstregulation und Handlungssteuerungen gemeint sind, etwa kognitive Flexibilität, Impulssteuerung oder auch das Arbeitsgedächtnis. Walter (2014) stellt in ihrer Arbeit fest, dass autistische Jungen im Beobachtungszeitraum von zweieinhalb Jahren eine „deutliche Verbesserung“ im Bereich der „mentalen Flexibilität“ zeigen; eine schwach ausgeprägte mentale Flexibilität sieht sie dabei als wesentliche Ursache exekutiver Dysfunktionen. Sie führt dies auf eine andere Entwicklung autistischer Kinder, insbesondere auf eine spätere Vernetzung des präfrontalen Kortex mit anderen Regionen des Gehirns zurück. Es stellt sich zudem die Frage, ob die Befunde bezüglich der exekutiven Funktionen nicht auf einen detailorientierten Denkstil zurückzuführen sind.

In den 1990er-Jahren veröffentlichte Temple Grandin ihr Buch „Thinking in Pictures“ (Grandin 1995) in dem sie darlegt, dass Autismus eine Frage des Denkens und Wahrnehmens ist. Insbesondere identifiziert sie in diesem Buch Autismus mit „einem Denken in Bildern“ anstatt in Sprache. Bemerkenswerterweise habe ich in der Zeit, als mir bewusst wurde, autistisch zu sein, eine sehr ähnliche Verbindung wahrgenommen.

So schrieb ich Ende 1995:

„Seit einem Jahr ein Ergebnis, dass es da etwas gibt, was einen Namen hat: Autismus – es ist benennbar geworden. Autismus heißt, seinesgleichen nicht finden zu können, sich nicht finden zu können, keinen Kontakt, der über eine sanfte Berührung mit der eigenen Hand im Traum hinausginge. Diese Suche hängt natürlich eng zusammen mit der Frage nach der Verbindung zwischen den beiden Wirklichkeiten in mir, der autistischen und der nichtautistischen. Die Antwort ist zunächst sehr einfach: es gibt keine erfahrbare Verbindung. Wie es auch keine erfahrbare Verbindung gibt zwischen Leben und Tod. Der Umstand, dass die eine Welt in mir so gestaltet ist, dass sie außer mir selbst keine Daseinsform zulässt, hat mich lange Zeit diese Verbindungslosigkeit leben lassen. [...] Dieser autistischen Dualität entspricht eine grundsätzliche Dualität dieser Gesellschaft: der von – wie es in chinesischen Philosophien heißt – Zeichen und Bild. Eine einsame, nicht aus sich heraustretende Welt von Bildern und die Sprache: Zeichen, durch die sich eine (mit-)teilbare Welt erst herstellt. Die Möglichkeiten eines Umgangs in einer solchen Dualität

reichen offensichtlich von einem fast vollständigen Verdrängen des Bild-Ich aus dem Bewusstsein bis zu einem völlig von der Bilderwelt eingenommenen Ich, das keine äußeren Verbindungen mehr kennt“ (Seng 2021b, S. 414 f.).

Gerade das in dem letzten Satz geschilderte Spektrum zwischen einem „verdrängten Bild-Ich“ und einem „völlig von Bildern eingenommenen Ich“ weist große Ähnlichkeiten zu Grandins Erklärung eines autistischen Spektrums auf, insbesondere auch zu den beiden Aspekten autistischer Wirklichkeit, die sie nach Tito Mukhopadhyay „*acting-self*“ und „*thinking-self*“ nennt (Grandin 2014, S. 78 ff.). Soweit ich mich erinnere, waren die Reaktionen in den autistischen Communities auf den Ansatz, Autismus als Denken in Bildern zu verstehen, gemischt. Während die einen darin die Alternative schlechthin zu einem Verständnis von Autismus als Verhaltensstörung sahen, konnten sich andere nur schwer oder gar nicht als Bilderdenkende wiedererkennen. Diese Erfahrung machte Grandin offenbar auch selbst. Daher erweiterte sie später ihren Erklärungsansatz (Grandin 2014), indem sie neben autistischen Menschen, die in Bildern denken, auch Autist:innen beschreibt, die in Mustern oder in Wörtern denken. Sie charakterisiert diese Kategorien durch unterschiedliche spezifische Fähigkeiten, die sie hervorbringen. Allen ist aber gemeinsam, dass sie sich von einem (nicht-autistischen) Denken in Sprache deutlich unterscheiden, aber dennoch in unterschiedlichen Graden mit ihrem sprachlichen Denken verbunden sind:

„To use a computer analogy: The language part of my brain is the computer operator, and the rest of my brain is the computer. In most people, the brain’s computer operator and the computer are merged into one seamless consciousness; but in me they are separate“ (Grandin 2000, S. 14).

Letzendlich legt hiermit Grandin, verstreut in ihren Veröffentlichungen, den Grundstein für eine Theorie des Bewusstseins, in der das Verhältnis zwischen einem sprachlichen und einem wahrnehmungsnahen Denken eine zentrale Rolle spielt (sie verwendet dabei die Begriffe „*language based thinking*“ und „*sensory based thinking*“). So schreibt sie etwa,

„I finally figured out that what FREUD called the unconscious is the part of the mind that people with autism and animals think with. If one thinks without language one has to have sensory based thinking. [...] I hypothesize that in normal humans, language based thinking blocks access to more detailed sensory based thinking. Perhaps language blocks access to the subconscious“ (Grandin 2002, S. 242).

Grandin hat ihrem „Bilderdenker-Konzept“ ein drittes Buch gewidmet, „Visual Thinking“ (Grandin 2022). Hier greift sie die Ergebnisse von Kozhevnikov auf und entwirft ein Bild, in dem alle Menschen einen spezifischen Denkstil pflegen, der bei autistischen Menschen eher nicht-verbal und vor allen Dingen stärker ausgeprägt in Erscheinung tritt. Mit dieser Veröffentlichung, in der sie auch auf neurobiologische Forschungen, insbesondere auf die Hirnforschung mit bildgebenden Verfahren, Bezug nimmt, erfährt sie eine meines Erachtens recht hohe Resonanz, nicht nur von Betroffenen, sondern gleichfalls aus der Wissenschaft.

Das liegt wohl zum einen daran, dass sich in ihrem Ansatz, Autismus zu erklären, viele autistische Menschen mit ihrem Erleben wiederfinden können. So kommen etwa Bled et al. (2021) bei einer Befragung autistischer Menschen zum Schluss,

„Overall these findings are consistent with a thinking in pictures cognitive style in autism and extend this in some way to everyday life situations. However, it is also important to recognize the variability in responses across the autistic group. Although a predominance of visual mental representations is observed at the group level, several participants reported a limited use of visual mental representations in everyday life situations.“

Zum anderen liegt es auch daran, dass gerade die Hirnforschung mit bildgebenden Verfahren zu Ergebnissen kommt, die gut zu Grandins Ansatz passen. Vor allem ihr Schluss, dass unterschiedliche Formen der Vernetzung einzelner Hirnareale zu unterschiedlichen Formen des Wahrnehmens und Denkens führen, findet in dieser Forschung eine starke Resonanz.

Seitens der neuropsychologischen Forschung griffen Sylvie Belleville und Laurent Mottron dieses Thema bereits Anfang der 1990er-Jahre auf, wo sie das ‚Fallbeispiel‘ eines „Patienten mit Asperger Syndrom“ diskutieren, der eine herausragende („*outstanding*“) Befähigung zum dreidimensionalen Zeichnen unbelebter Gegenstände besitzt (Mottron et al. 1993).

Seitdem sind Zusammenhänge zwischen Autismus und visueller Wahrnehmungsverarbeitung eines der kontinuierlichen Forschungsfragen von Mottron und seinem Team. In einer recht häufig zitierten Veröffentlichung (Mottron et al. 2006) kommt die Forschungsgruppe zum Schluss, dass Autismus mit einer Überfunktion von Gehirnregionen der Wahrnehmungsverarbeitung zusammenhängt und stützt damit die Hypothese Grandins, autistische Menschen seien „Bilderdenker“. Frith (2005, S. 497) kommt zu einem Ergebnis, das durchaus in ein solches Bild passt:

„Three classes of perceptual phenomena have repeatedly been associated with autism spectrum disorder (ASD): superior processing of fine detail (local structure), either inferior processing of overall/global structure or an ability to ignore disruptive global/contextual information, and impaired motion perception. [...] We argue that while superior local processing has been robustly demonstrated, conclusions about global processing cannot be definitively drawn from the experiments to date.“

Dieser Befund stabilisiert sich mit der Zeit tatsächlich dahingehend, dass eine verstärkte Neigung, sich auf eine visuelle Wahrnehmung zu verlassen, eine zentrale Rolle in autistischem Denken spielt: „[...] *the enhanced reliance on visual perception has a central role in autistic cognition*“ (Simard et al. 2015, S. 467).

Zu Ergebnissen, die hierzu gut passen, gelangen ebenso andere Forschende aus der Konnektivitätsforschung mit bildgebenden Verfahren wie z. B. Chung et al. (2020).

Dabei zeigen die Befunde auch eine Variabilität, die als Variation innerhalb des Autismusspektrums verstanden werden kann. So kommen etwa Mottron et al. (2014, S. 735) zum Schluss, „*Differences in the target of brain reorganization (perceptual vs. language regions) account for the main autistic subgroups*“.

Allerdings stellen genau diese Befunde gerade in jüngerer Zeit eine ziemliche Herausforderung für die Forschung dar. Die große Variabilität zwischen autistischen Menschen, was die Vernetzung der Bereiche der visuellen Wahrnehmungs- und der Sprachverarbeitung angeht, aber auch in der Vernetzung anderer Bereiche, wirft mitunter die Frage auf, wie Autismus bestimmt oder gar definiert werden soll (Mottron et al. 2022; Frith 2021). Hierzu möchte ich noch Benkarim et al. (2021) nennen, wo neue Ansätze untersucht werden, diese Heterogenität in den Aktivitätsmustern des Gehirns neurobiologisch einzuordnen.

Auch wenn die geschilderten neurobiologischen Forschungen messbare Unterschiede in den ‚Denkmustern‘ autistischer und nicht-autistischer Menschen aufzeigen, liefern sie nur recht grobe Erklärungen für autistisches Denken, so wie es autistische Menschen erleben. Hier gibt es seit geraumer Zeit andere Ansätze, an denen zum Teil autistische Menschen beteiligt sind. Ziemlich bekannt geworden ist hier etwa der „Monotropie“-Ansatz, zu dem es allerdings nicht sehr viele Veröffentlichungen gibt (Murray et

al. 2005; 2022). Dieser Ansatz berücksichtigt insbesondere die Fähigkeit vieler autistischer Menschen, sehr fokussiert und detailliert wahrzunehmen und bei Tätigkeiten in einen „Flow“-Zustand kommen zu können (Milton 2017). Eine weitere bekannte Theorie ist die „Intense World Theory“, die ursprünglich von Henry und Kamila Markram (2010) formuliert wurde. Diese Theorie wurde allerdings immer wieder dafür kritisiert, dass sie wissenschaftlich wenig fundiert sei (Groß 2020).

Beachtenswert ist darüber hinaus ein Erklärungsmodell, das Brit Wilczek (2023) in ihren Vorträgen skizziert. Sie bezieht sich auf die entwicklungspsychologischen Modelle von Donald Hebb und Gerald Hüther und vermag auf diese Weise eine Brücke zu schlagen zwischen Ansätzen, gemäß derer autistisches Denken durch eine verstärkte Wahrnehmungsfähigkeit geprägt ist und neurobiologischen Befunden, wie sie mit bildgebenden Verfahren ermittelt werden. Diese und weitere Ansätze werden bei Theunissen (2014a, S. 48 ff.) und Theunissen et al. (2015) zusammenfassend dargestellt und erörtert.

Grundlagen der eigenen Forschung

Anfang 2009 gründete ich zusammen mit weiteren Aktivist:innen aus der ‚Autismus-Selbsthilfe‘ ein Projekt, „autWorker“, das sich dem Thema Autismus und Arbeit annahm. Eine der Maßnahmen des Projekts war seit Sommer 2009 die Durchführung von Workshops von autistischen Menschen für autistische Menschen, die „autistische Fähigkeiten“ als Themenvorgabe hatten. Diese Workshops entwickelten wir sukzessive, zunächst mit einer Selbsthilfegruppe autistischer Menschen, dann auch im Rahmen von Pilotprojekten, etwa 2011 bis 2013 im Oberlinhaus Potsdam. Sie gerieten, ohne dass wir es anfangs beabsichtigten, zu Forschungsumgebungen zum Thema „Autistisches Denken und Wahrnehmen“. Während die Teilnehmenden lernen konnten, wie spezifisch autistische Eigenschaften je nach Kontext als Schwächen oder eben Stärken in Erscheinung treten können, konnten wir aus dem Erfahrungsschatz von Hunderten autistischer Menschen schöpfen und uns auf diese Weise zu Autismus fortbilden. Ich habe darüber eine Dissertation geschrieben (Seng 2021a).

Dabei machten wir uns Erfahrungen zunutze, die wir bereits aus der Selbsthilfe kannten, zum einen, dass es in einem rein autistischen Setting recht leicht ist, eine sehr offene Gesprächssituation zu schaffen, in der sich die

Beteiligten verstanden und wahrgenommen fühlen; etwas, was autistische Menschen eher selten erleben. Zum anderen machten wir die Erfahrung, dass ein solches Kleingruppensetting von autistischen Menschen in weiten Teilen einer dialogischen Introspektion entspricht (Burkhard et al. 2010).

Dass die Teilnehmenden die Kommunikationsumgebung als eine wahrnehmen, in der sie erkannt und nicht verkannt werden, führt zu einer offenen, am eigenen Erleben orientierten und weitgehend urteilsfreien Kommunikation in den Workshops. Auf diese Weise werden diese nicht nur zu einem Forschungsfeld, sondern bereits an sich zu einer Forschung, nämlich über das eigene Erleben, etwa in Hinblick auf die eigenen Fähigkeiten oder eine Autismus-Diagnose. Wir machen in den Workshops die Erfahrung, dass eine solche Diagnose und das, was dazu geführt hat, eine Auseinandersetzung mit dem eigenen Erleben geradezu herausfordert.

Bis dato (Mitte 2023) haben wir in mehr als 150 Workshops über 1.000 autistische Teilnehmende kennengelernt und darin eine introspektive Einsicht erhalten, wie sie ihr Denken und Wahrnehmen erleben. Etwa drei Viertel der Teilnehmenden waren jüngere autistische Menschen, die am Beginn ihres Berufslebens standen. Durch unsere Kontakte zu verschiedenen Berufsbildungswerken haben wir bemerkt, dass diese Workshops allein dadurch, dass sie dieses Thema adressieren, die Reflexion über das eigene Autistischsein auch bei Menschen beeinflussen, die selbst nicht an einem solchen Workshop teilgenommen haben. Nicht zuletzt das bekräftigt uns in der Annahme, dass dieses reflexive Erforschen autistischen Erlebens – oder des erlebten Autismus – allgemeingültige Erkenntnisse zutage fördert.

Die Art und Weise, wie wir die Workshops durchführen, kommt dabei einem wissenschaftlichen Setting ziemlich nahe. So entwickeln wir das Thema in jedem einzelnen Workshop „bottom up“ und geben jede von uns als Moderierende vorgenommene Verallgemeinerung wieder in die Diskussion zurück. Die Moderierenden sind dabei wie Reflexionsflächen, die durch die verwendeten Flipcharts auch visuell dargestellt werden. Dieser Reflexionsprozess wird teilweise durch Fragebögen und anschließende Diskussionen innerhalb des Moderierenden-Teams fortgesetzt und am Ende als Bericht verschriftlicht. In diesem Prozess ist leicht die zirkuläre Themenentwicklung im Sinne einer Grounded Theory (dazu Seng 2021a) zu erkennen.

Befunde zu autistischem Erleben

In Hinblick auf das Denken und Wahrnehmen der Teilnehmenden zeigt sich in diesen Workshops, dass die Unterschiede zwischen ihnen groß sind und zumindest dem Anschein nach von einem mehrdimensionalen Spektrum gesprochen werden muss. Wie erwartet zeigen sich bei den Teilnehmenden die deutlichsten Unterschiede in Bezug auf Sprache. So gibt es Teilnehmende, die sich hervorragend, wohl formuliert und grammatikalisch korrekt ausdrücken, und auch welche, denen es erkennbar schwerfällt, sich sprachlich zu artikulieren; vereinzelt auch welche, die gar nicht sprechen.

In den Workshops wird dabei regelmäßig deutlich, dass das ‚Übersetzen‘ der eigenen Gedanken in sprachliche Ausdrücke als unterschiedlich mühsam empfunden wird. Während es bei den einen fast von selbst geschieht, bereitet es anderen eine Anstrengung, die einer körperlichen Anstrengung nahekommt. Darüber hinaus kann in diesen Workshops beobachtet werden, wie im jeweiligen Sprachgebrauch eine spezifische Denkweise, ein Denkstil, erkennbar wird. Diese Beobachtungen können dabei immer wieder in den Reflexionsprozessen der Workshops gefestigt werden; sie leiten die Moderierenden durch die Reflexion der einzelnen Teilnehmenden zu ihrem spezifischen Erleben. Dabei zeigen sich Muster, die immer wieder in ähnlicher Weise in den Workshops auftauchen und als Muster von Denkstilen verstanden werden können (Seng 2023). Das möchte ich nunmehr anhand von Beispielen skizzieren:

a) Bilder, die sich dem Schreiben oder Sprechen widersetzen

Hier ist ein junger Teilnehmer zu nennen, der nur wenig sprach und foto-realistisch zeichnen konnte. Interessanterweise fing er in dem Workshop erst an zu sprechen, als ich nach etwa einer Stunde erzählte, dass ich die Neigung habe, auf Zehenspitzen zu gehen. Er sagte, dass er das auch tue und hatte damit offenbar einen ersten Anknüpfungspunkt zur Gruppe gefunden; weitere Anknüpfungspunkte zu finden, fiel ihm danach nicht schwer. Er sagte, er könne nicht schreiben und begründete es damit, dass seine Hand jedes Mal, wenn er es versuche, automatisch zu zeichnen anfange, sodass er keine Buchstaben schreiben könne.

Auch ein anderer junger Mann, den ich über mehrere Jahre beim Berufseinstieg begleitete, war mit etwa 20 Jahren noch Analphabet. Dafür hatte er ein hervorragendes Bildgedächtnis und schaffte es, Lehrbücher in seinem Berufsfeld (Rettungssanitäter) nur anhand der Abbildungen so zu